

(Nachdruck verboten.)

33)

Neu-Karthago.

Roman von Georges Cehoud.

Der dicke Mann zitterte vor Furcht und stand leichenfahl wie angewurzelt, die aufgelöste Pomade bildete mit dem Schweiß zusammen ein schmutziges Gerinnsel, das von der Stirn an den Ohren entlang langsam herunterfloß. Wie sollte er die Blockade durchbrechen? Der Feldzugsplan war genau festgelegt, man wollte sich nicht an ihm vergreifen, sondern sich daran genug sein lassen, mit dem Schlachtopfer ein wenig Ball zu spielen. Die Regeln dieses unterhaltlichen Spiels waren durch frühere ähnliche Vorfälle genau festgelegt. Mehr als ein Börsenbesucher war, nachdem er seine Verpflichtungen nicht erfüllt hatte, in dieser Weise gerichtet worden. Die Hentler hielten die Hände in den Taschen und bedienten sich nur der Ellbogen, Kniee und Schenkel, um sich den Delinquenten gegenständig zuzuwenden.

Dupoissy war über Bord! Er steuerte bald nach rechts bald nach links, bald taumelte er schwankend eine Strecke Wegs in gerader Richtung, um dann in abenteuerlichen Zielschüssen herumgeschleudert zu werden. Kaum hatte ihn die eine Abtheilung seiner Peiniger nach einer Seite geschleudert, als ihn die Gegenpartei in Empfang nahm, um ihn wieder im gewaltigen Schwunge zurückzubefördern. Zuweilen, wenn die Kräfte der beiden gleich stark waren, blieb das Opfer zerzaust und athemlos in der Mitte stehen, während die Spieler so hart an einander geriethen, daß sie nahe daran waren, sein Schicksal zu theilen.

„Sachte, sachte! Nicht so toll!“ schrien die Besonnenen. Eine unbändige, blindwüthige Schadenfreude weitete sich an seinem Unglück. Das gemeinsame Gefühl wilder Grausamkeit verband diese vielköpfige Hölnerschaar, die sich auf den ungeschickten Spekulanten stürzte wie die Schüler auf ihren Prügeljungen. Die lendenlahmen Millionäre ließen sich bei der Lustbarkeit durch ihre Sprößlinge und Angestellten vertreten.

Die Polizei begnügte sich damit, das Spiel aufmerksam zu verfolgen. So lange man dem Delinquenten nicht zu Leibe ging, hatte sie zum Einschreiten keine Veranlassung. Die heilige Ueberlieferung gab ja den Mitgliedern der Börse das gute Recht, über die rändigen Schafe in dieser Weise Gericht zu halten.

Oben auf der Zuschauergallerie beugten sich die Kleinen Depeschentoren tief über das Geländer und blickten mit funkelnden Augen auf die Kampfarena hinab, nicht wenig erstaunt über das Treiben der härtigen, sonst so würdig dreinschauenden Herren, die sich just so wie Laugenichtse ihrer Art benahmen. Die Jungen wären für ihr Leben gern heruntergestiegen, um an dem spaßhaften Spiel theilzunehmen, aber einmal hätten ihnen die Polizisten kaum die gleiche Straflosigkeit wie den Börsenleuten zugestanden und dann bemächtigte sich der Kinder auch, je länger die Sache dauerte, immer mehr ein Gefühl des Schreckens und des Mitleids.

Von den ehemaligen Freunden des Mannes aus Sedan, die mit ihm geschwelgt und gepfaßt hatten, hielt es nicht einer für angezeigt, die Partei des Unglücklichen zu ergreifen. Die Hartfühligsten hatten sich, als sie wahrnahmen, daß die Auseinandersetzung zwischen Dupoissy und seinen Gläubigern eine kritische Wendung nahm, verstohlen gedrückt, um sich das peinliche Schauspiel dieser Exekution zu ersparen.

Wie eine Schifferbarke, die sich im Sturm vergeblich abmüht, den schützenden Hafen zu erreichen, quälte sich Dupoissy ebenso verzweifelt wie erfolglos, eine der rettenden Thüren zu gewinnen. Just wenn er das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben glaubte, warf ihn der Ansturm seiner unerbittlichen Feinde wieder in den Saal zurück, wobei er oft genug Gefahr lief, sich an den Pfeilern den Schädel einzurennen.

So war er im Verlaufe des grausamen Spiels wohl schon zum zwanzigsten Male in die Nähe des Ausganges gelangt, als die nach der Straße führende Thür häftig von einem verspätet eintreffenden Nachzügler aufgerissen wurde.

„Lassen Sie die Thür offen, Bégard!“ brüllte der alte Saint-Jardier und wischte sich den Schweiß von der Stirn,

denn er war bei dem Spiel so in Hitze gerathen, wie ein englischer Student bei einem aufregenden Foot-ball-Match.

In tadelloser Toilette, das Knopfloch mit einer blühenden Blume geschmückt, stolzer und selbstbewußter als je, stand Bégard, der mit einem raschen Blick die Situation erkannte hatte, in der Thür, auf deren Klinke seine feinbehandelte Rechte ruhte. Er wollte mit seinem ehemaligen Trabanten nichts mehr gemein haben, ja, es lag ihm sogar daran, vor der Oeffentlichkeit zu zeigen, daß er ihn ohne Gnade und Barmherzigkeit fallen ließ, und deshalb beeilte er sich auch, dem Wunsche der Herrschaften bereitwilligst Folge zu leisten. An die Mauer gelehnt hielt er die Thür gerade weit genug geöffnet, um das Opfer durchzulassen, während ein teuflisches Lächeln sein edles Gesicht erhellte, als er bemerkte, in welcher jammervoller Verfassung sich der scheinheilige, doppelzüngige Schuft befand.

Dupoissy hatte seinen ehemaligen Geschäftsgenossen gleichfalls auf den ersten Blick erkannt. Der Gedanke, daß es gerade dieser Mann sein mußte, der ihm den letzten Schimpf anthat, gab ihm den Gnadenstoß. Alles, was ihm noch an Lebenskraft und Energie blieb, sammelte er in einem haßerfüllten Blick, den er dem schmunzelnden Triumphator wie einen stummen Fluch zuschleuderte. Das rührte nun Bégard blutwenig, nichts konnte im Gegentheil schmeichelhafter für ihn sein. Gerade als Dupoissy mit der Gewalt eines Geschosses im weiten Bogen an dem Deputirten Bégard vorüberflog, grüßte ihn dieser mit der tiefen Verbeugung eines Amtschreibers, der sich von einem einflußreichen Gönner ehrfürchtig verabschiedet.

Dupoissy flog wie ein beschädigtes Padet auf das Pflaster zwischen beide Bürgersteige. Bégard sah, wie er sich langsam erhob, sich flüchtig säuberte und schon an den Häusern hinstreckte, bis er an der Ecke verschwand. Dann erst machte der große Mann die Thür zu und trat in den Tempel, wo ihm die Glückwünsche und die Huldigungen einer Menge erwarteten, die bereit war, ihn genau wie Dupoissy zu behandeln, wenn das Glück aufhören sollte, sich seines Glücklings so warm wie bisher anzunehmen. —

XX.

Am Tage seiner Großjährigkeitserklärung erhielt Laurent von Dobouziez ein in höflichem Geschäftston gehaltenes Schreiben, das ihn aufforderte, gelegentlich im Bureau vorzusprechen. Laurent fand den Vormund in Haltung und Aussehen fast un verändert, wie er ihn vier Jahre vorher verlassen hatte. Auf dem Schreibtisch, den der „Schweizerische Robinson“ unseligen Andenkens dereinst besudelt hatte, lagen heute ein Häufchen Banknoten und ein Blatt Papier, dessen Rand eine sauberlich geordnete Zahlenreihe bedeckte.

Der Herr Fabrikdirektor war wie immer in seine Arbeit vertieft und erwiderte knapp den Gruß, den Laurent so herzlich und demüthig wie möglich auszudrücken suchte.

„Wollen Sie, bitte, von dieser Aufstellung Kenntnis nehmen und die Richtigkeit der Aufrechnung prüfen. Es ist die Abrechnung meiner Vormundschaftsführung, Sie finden auf der einen Seite die Zinseingänge, auf der anderen die Kosten für Ihren Unterhalt und für die Erziehung. Sie werden daraus ersehen, daß ich mich thunlichst bemüht habe, Ihr kleines Kapital nicht anzugreifen. Wenn Sie die Aufstellung geprüft und richtig befunden haben, bitte ich hier zu unterschreiben. Sie können ein Duplikat der Abrechnung mitnehmen.“

Laurent wollte nach der Feder greifen und seinen Namen ohne weiteres unter das Schriftstück setzen. Herr Dobouziez fiel ihm indessen in den Arm und sagte in seinem ewig gleichen Tone: „Nein, das geht unmöglich! Ich muß darauf bestehen, daß Sie sich vorher von der Zuverlässigkeit meiner Berechnung überzeugen.“

Laurent mußte wohl oder übel vor dem Schreibtisch Platz nehmen; während sein Vormund ihm den Rücken wandte und auf den Scheiben trommelnd zum Fenster hinaus sah, gab er sich den Anschein, die einzelnen Posten einer aufmerksamen Durchsicht zu unterziehen. Und damit die Sache auch glaubhaft erschien, wartete er volle fünf Minuten, ehe er die Aufmerksamkeit seines Vetzters wieder in Anspruch nahm.

„Stimmt vollkommen, Vetter!“ sagte er und beeilte sich,

die mit peinlichster Sorgfalt angefertigte Berechnung zu unterzeichnen.

Herr Dobouziez war wieder herangetreten, drückte den Böcher auf die Unterschrift und schloß das Schriftstück in eine Schublade seines Schreibtisches.

„Schön! Es kommen Ihnen demnach zweiunddreißigtausend achtundert Franken zu, die ich Ihnen hiermit aushändige.“

Laurent raffte Scheine und Goldstücke zusammen und wollte seinen Schatz unbesehen in die Tasche stopfen, als ihn Dobouziez mit einem Köhler: „Nein, zählen Sie das Geld nur erst nach!“ einzuhalten zwang.

Der junge Mann gehorchte, wie er es früher gethan, und zählte mit lauter Stimme, aber ehe er noch fertig war, brach er plötzlich ab und schob die Banknoten und die Abrechnung auf den Tisch zurück.

„Nun? Stimmt's nicht?“

Laurent hätte ihm gern geantwortet: „Behalten Sie das Geld, Vormund! Legen Sie es an, so gut Sie können. Ich brauche es nicht, ich werde es doch nur verzetteln und vergeuden, weil ich nicht mit Geld umzugehen verstehe, während Sie in all' diesen Dingen die Erfahrung für sich haben.“ Aber er fürchtete auch wieder, der stolze Dobouziez könnte es als beleidigende Vertraulichkeit auffassen, wenn er ihm, der gewöhnt war, mit Millionen zu spielen, dieses winzige Kapital, die armelige Erbschaft des verstorbenen Kommiss anzubieten wagte.

„Sind Sie fertig?“ fragte Dobouziez noch einmal und sah geistlich nach der Uhr. Es blieb Laurent nichts weiter übrig, als sein kleines Vermögen an sich zu nehmen. Auf dem Wege zur Thür blieb er noch einmal stehen und stotterte verlegen: „Gestatten Sie mir wenigstens, Wetter, Ihnen zu danken und Sie zu bitten . . .“

„Schön, schön! Schon gut!“ stieß Dobouziez heraus und ergänzte seine Worte durch eine bezeichnende Handbewegung, die etwa sagen wollte: „Ich habe meine Pflicht gethan und beanspruche keinen Dank.“

Laurent war recht weh ums Herz. Ehe er hierher kam, hatte ihn der Gedanke, fortan sein eigener Herr zu sein und über ein verhältnißmäßig großes Kapital verfügen zu können, froh und glücklich gemacht, und jetzt, wo er das Geld in der Tasche hatte, drückte es ihn wie eine Last, die er sich unrechtmäßig angeeignet hatte.

Wie anders war er das letzte Mal von dem Vormunde geschieden. Den Kopf voller Illusionen und Zukunftspläne hatte er sich mit seinen hundert Franks Monatszulage damals ein Krösus gedünkt und heute, wo er ein nach Tausenden zählendes Vermögen sein Eigen nannte, fühlte er sich über die Maß besengt und unbehaglich.

„Kalt wie ein Eisklumpen,“ nurrte er in seiner griesgrämlichen Laune mit bezug auf den allzu korrekten Dobouziez. „Wie einen Uebelthäter hat er mich behandelt. Am liebsten hätte ich ihm das schmutzige Geld an den Kopf geworfen . . .“

In seiner Verlegenheit kam ihm der Gedanke, die Tilba's aufzusuchen, ihnen hatte, als er vor vier Jahren das Fabrik-Komptoir verließ, sein erster Besuch gegolten, zu ihnen wollte er sich auch heute wieder flüchten. Die frohe Aussicht, die lieben Menschen, in deren Mitte er sich so glücklich fühlte, wiederzusehen, belebte seinen gesunkenen Muth wieder ein wenig und ließ ihn rasch ausschreiten.

Seit einiger Zeit hatte er seine Freunde auffällig vernachlässigt. Der Grund seines Fernbleibens waren Bedenken, die seiner Gesinnung alle Ehre machten. Henriette war ihm gegenüber nicht mehr dieselbe; nicht daß sie es an Herzlichkeit und liebevollem Entgegenkommen hätte fehlen lassen, nein, ganz im Gegentheil, aber wenn sie in letzter Zeit das Wort an ihn richtete, so lag etwas Unruhiges und Gezwungenes in Form und Ausdruck, und der junge Mann konnte sich, ohne seiner Eigenliebe zu schmeicheln, keinem Zweifel mehr darüber hingeben, daß sie ihm ganz andere als schwefelartige Gefühle entgegenbrachte. So lange er die stolze Gina nicht vergessen konnte, wollte nun aber Laurent um keinen Preis Liebeshoffnungen nähren, die keine Verwirklichung zuließen. Er hätte sich eher in Stücke reißen lassen, als daß er das Vertrauen, das Vincent und Siska in ihn setzten, gemißbraucht hätte. Als er aber heute nach der „Kofusnuß“ unterwegs war, stieg vor seinem geistigen Auge Henriette's Bild in so verführerischer Gestalt auf, daß es ihm mit einem Male klar wurde, oder daß er wenigstens darüber klar zu sein vermeinte, wie wenig platonisch seine Zuneigung für das junge Mädchen all' die Zeit über gewesen war. Wie er

sich nur so lange über die Natur seiner Gefühle hatte täuschen können! Er hielt ja sein Glück in der Hand und konnte sein neues Leben gar nicht besser beginnen, als daß er das frische Löcherchen der Tilba's zur Frau nahm. Die Gemüthsverfassung, in der er sich nach der Begegnung mit dem Vormund befand, war ganz dazu angethan, ihn in seinem Entschluß zu bestärken. Nichts schien ihm natürlicher und durchführbarer wie dieser Heirathsplan. Der Zustimmung der Eltern war er im vornherein sicher, der Sache stand also absolut nichts mehr im Wege, und das Aufgebot konnte unverweilt bestellt werden.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Trübsal.

Von Hans Ostwald.

Ein milber, klarer Tag, vom matten Sonnenschein des Spätherbstes erhellt. Die jungen Bäume der geraden Kirchhofswegs laß. An einzelnen Sträuchern noch wenige Blätter. Dafür aber die Gräber mit Blumen und Kränzen überfüllt; in allen Farben leuchtet es bei den Erbbegräbnissen an der Mauer. Die Marmor- und Erztafeln sind unvunden und überdeckt mit dunklem Grün und hellen Blüten. Ueberall stehen stille Menschen. Born und an der Seite Herren in Zylinder, eleganten Mänteln und schwarzen Handschuhen. Zwischen ihnen Damen in schwarzer Seide. Die Männer und Frauen im gewöhnlichen Sonntagsstaat gehen weiter nach hinten.

Eine der Damen folgt ihnen. Auf eines der Gräber ohne Gitter, die hier dicht an einandergebrängt in ebenmäßigen Reihen liegen, legt sie einen Kranz. Rasch geht sie nach den Erbbegräbnissen zurück. Aus den vielen Menschengruppen tönen nur selten gedämpfte Laute. Sie gehen schweigend, mit in sich gekehrten Blicken vorüber.

Bei den Erbbegräbnissen erwartet ein Herr die Dame. Die Wand des Grabes, vor dem er steht, ist noch fast ganz laß. Nur eine Tafel ist an der frischen Mauer: „Elsa Schwarz, geboren 10. November 1894, gestorben 13. Juni 1897.“

Der Herr und die Dame bleiben noch ein Weilschen stumm stehen. Dann bietet er ihr den Arm. Langsam geben sie über den knirschenden Kies hinaus. In der Kirchhofstür stoßen sie auf einen alten Mann. Sein rothes Weingeficht durchzieht ein grünlicher Schatten. Er öffnet den Mund; doch die junge Frau hat ihren Mann schon weitergezogen.

Der Alte zieht den Kopf in seinen Pelz und geht hinein in den Kirchhof.

„Du hättest ihn doch wenigstens erst sprechen lassen sollen. . . Es ist doch mein Vater!“ sagt er und winkt dem Kutscher einer Equipage, die an der Spitze einer Reihe von Wagen hält.

Sie antwortet nicht. Doch als sie einsteigen wollen, bittet sie: „Eduard, ich möchte lieber laufen.“

Er giebt dem Kutscher den Befehl, nach Hause zu fahren. Ohne miteinander zu sprechen, gehen sie an den kleinen, strauchumwachsenen Häusern, den Blumenhandlungen mit ihrem strengen Duft und an den Grabdenkmäler-Geschäften vorbei. Die Frau betrachtet in den folgenden Straßen mit den neuen Häusern aufmerksam die spielenden Kinder, die trotz des Todtensontags sich fast wie sonst tummeln. „Unsere Elsa würde auch so rennen,“ sagt sie.

Er antwortet nicht.

Mit unsicherer Stimme fährt sie nach einer Pause fort: „Du bist nun ärgerlich. . . Aber hast Du vergessen, wie Dich Dein Vater aus dem Hause gejagt hat, als Du Dich mit ihm wegen Deines Durchfalls im Examen strittest. . . Und wie er nichts von Dir wissen wollte, als Du, der Beamtensohn, Kaufmann wurdest und schließlich mit mir gingst! . . . Was war ich, die Arbeiterwaife, Deinem Vater. . . Damals sagtest Du, ich hätte Dich aus Deiner Vergangenheit und Einsamkeit erlöst, hätte Dir Glück gebracht. . . Und nun. . . Nun? . . . Ja, jetzt sind wir ja die reichen Fabrikanten. . . Nun ist alles gut. . .“

Sie waren vor ihrem Hause angekommen. Es lag in einer der stillen Straßen des Hansviertels. Heute waren nicht wie an anderen Sonntagen ganze Fensterreihen erhellt. Nur aus dem Hausflur floß Licht über den Garten und das Eisengitter. Er schloß leise die Thür auf. In den Zimmern brannten keine Lampen. Doch stießen sie nirgends an, da durch die Fenster ein matter, flackernder Schein von der Straßenlaterne fiel. Ohne die Mäntel abzulegen, setzten sie sich. Früher hätten sie sich auf dem Sofa aneinandergeschmiegt. Heute setzte sie sich an das Fenster; er ließ sich am Mann nieder.

Unter ihnen, im Erdgeschloß, sprach ein Dienstmädchen mit der Pförtnerfrau. Ein kleines Kind plärrte. Die Frau sang:

Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein,
Mutterherz wird bei Dir sein . . .

Plötzlich klingelte es. Von hinten kam ein Mädchen mit einer brennenden Lampe. Sie ließ einen Herrn herein — den Vater. Der alte Mann mit den weißen Haaren blieb mit gesenktem Kopf in der Thür stehen.

Eduard stand mit einem Auck auf und starrte seinem Vater ins Gesicht. Der Kummer hatte dort tiefe Furchen geägt, die eine schmerzvolle Sprache führten. Taumelnd sanken sie einander in die

Arme. Sie strichen sich über die Haare, betasteten die Gesichter und drückten sich an einander.

„Vater . . . Vater!“ stammelte Eduard.
„Mein Junge! . . . Ich war am Grabe Deiner Mutter. . .
Ach, Du verstehst. . . Du, wollen wir alles vergessen? . . . Und den alten Zwist begraben?“

„Ja, begraben. . .“
Die Frau hatte sich erhoben. Doch der Alte sah nicht nach ihr hin. Auch Eduard schien nicht daran zu denken, daß sie hier stand. Die Beiden hatten sie vergessen.

Da leuchtete es in ihr auf, daß sie hier fremd war — ein Eindringling, eine Einsame.

Sie ging mit schleppenden Schritten ins Nebenzimmer. Die Männer hörten nicht, daß sie hinausging; die Leppiage singen das Geräusch auf.

Die Frau im Erdgeschloß sang immer noch:

Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein,
Mutterherz wird bei Dir sein. . .

Ihr war es, als würden die Möbel und Ziergeräthe lebende Wesen und sprächen miteinander von ihr, die sonst um diese Stunde hier im Lampenchein gespielt hatte. Sie ging hastig ins nächste Zimmer. Auch dort schienen die Zimmergeräthe von ihr zu sprechen, von ihr, von Elise. Ein weicher Schwindel zog sie nieder. Sie stieß sich die Stirn an einer Stuhllehne. Mit zitternden Händen umklammerte sie den Stuhl. „Else! Else! . . . Eduard!“ . . .

Als sie in starrer Ruhe nach dem ersten Zimmer zurückging, kamen ihr die beiden Männer entgegen. Eduard glänzte vor Freude. „Ach ja, Elise, Du kommst natürlich mit!“ sagte er, als besäme er sich.

„Ja, gewiß!“ fügte sein Vater hinzu. „Ich habe Eduard zu mir eingeladen.“ . . .

Unterwegs erzählten die Männer fortwährend. Eduard lachte fast immerzu. Elise ging schweigend nebenher.

In der Wohnung des Vaters wurden sie von der ganzen Verwandtschaft erwartet. Ältere Damen in überladenen Kleidern. Junge Mädchen in prächtiger Einfachheit. Die Herren, wie die Damen, alle in Schwarz. „Ach, der Eduard!“ sagten die alten Frauen, vor Freude und Verwunderung mit der Stimme überschnappend. Sie betrachteten ihn, wie ein Kind, daß man lange nicht gesehen.

Elise stand daneben. Nicht, daß sie nicht beachtet worden wäre. Aber sie fühlte, daß sie nur daneben stand. Dann ging's zu Tisch. Mit der ganzen Würde und dem Ernst des Tages wurde gegessen. Das stundenlange Essen, das tapfere Trinken erhöhte noch die Feierslichkeit.

Als die Tafel aufgehoben wurde, hatte Eduard einen rothen Kopf. Seine gläsernen Augen füllten sich mit Thränen, als er mit vollem Glase zu seinem Vater ging: „Papa! Auf diesen festlichen Tag müssen wir anstoßen. . . Prost auf das Todtenfest!“

Der Alte weinte, als er, schon fast schwanzend, erwiderte: „Prost, die Todten!“

Sie gurgelten den Wein hinunter.

Elise sah ihnen von weitem zu. Die Damen unterhielten sich jetzt mit ihr. Doch hörte sie das Herablassende deutlich heraus. Das Mitleid zurückweisend, antwortete sie kurz, schroff.

Der Alte sagte unterdessen zu Eduard: „Also Du willst jetzt Dein Geschäft noch vergrößern? Du suchst Geld? . . . Na, Betty hat doch was?“ Er schenkte die Gläser wieder voll und sprach vor sich hin: „Ja, stehst Du, das wäre so eine Frau für Dich. . . Gott, wenn sie auch nicht besonders schön ist. . . Sag' mal, Deine Frau, die Elise, soll kinderlos bleiben? . . . Na, ist das nicht ein Ehecheidungsgrund? . . . Und dann. . . Betty ist zwar nicht schön, aber ihr Vater war Direktor, und Geld hat sie, Geld. Wenn sie auch nicht schön ist, Deine Mutter war auch nicht schön. . . Komm, stoße mit mir an auf Deine Mutter, Deine Mutter!“ — er küßte vor Nührung — „dem Andenken der Todten!“

Und Eduard stieß mit ihm an und goß den Wein hinunter. . .

Kleines Feuilleton.

19. Vom Berliner Fuhrwesen. In den Tagen, wo das Berliner Fuhrwesen einer völligen Umwälzung entgegengeht, ist ein Blick auf die Geschichte desselben nicht uninteressant. Bis zum 16. Jahrhundert kannte Berlin überhaupt kein Personentransport. Wer sich für Säugstier-Rappen zu gut dünkte, ritt oder ging, wenn er kein Reitpferd hatte, und der Straßenschmutz unergründlich war, auf — Stelzen. Nur die Reichen hielten sich Wagen, benutzten sie aber nur für den Verkehr nach außerhalb. 1569 werden zum ersten Mal die Karossen erwähnt, die von zwei oder mehr Pferden gezogen wurden und außerordentlich plump waren. 1646 kamen einige „Karetten“ aus Cleve nach Berlin. Sechzig Jahre später gab es bereits eine Chaisen- und Karossensteuer. Vom Jahre 1690 ab hielten die Berliner Gasthofs-Besitzer für die bei ihnen logirenden Fremden sogenannte „Carosses de Remise“, die zu Fahrten in der Stadt und nach Potsdam, Charlottenburg u. benützt wurden und „für den ganzen Tag zwei Thaler kosteten.“ Neben diesen Beförderungsmitteln spielte auch die Sänfte ihre Rolle. Zum ersten Mal wird sie 1680 erwähnt, um welche Zeit sie von den Refugees in Berlin eingeführt worden war. 1718 gab es noch acht

öffentliche Sänften. Im Tage kostete eine Tour in der Sänfte im selben Viertel 2 Groschen, durch andere Viertel 4 Groschen, bei Nacht 3 und 5 Groschen. 1783 hatten die Sänften oder Portschainen ihren Platz auf dem Neuen Markt, am Mollenmarkt, Unter den Linden, am Dönhofsplatz und auf dem Gendarmenmarkt. Zu Anfang dieses Jahrhunderts verschwanden die Sänften. Nur eine einzige hielt sich noch bis 1833, sie stand am Schloßportal und trug die Aufschrift: Wer diese Portschaine gebrauchen will, melde sich in der Siebergasse. Um 1742 erschienen die Fialer im Straßenbilde Berlins. Sie hatten ihre Haltestelle auf dem Schloßplatz vor der Stadtbahn und waren bereits numerirt. 1764 erhielten sie auch ihre gesetzliche Lage. Die „Fuhr“ in der Stadt kostete 4 Groschen. Daneben gab es private Fuhrherren, die Miethskutschen hielten. Die letzteren standen am Tage auf den Straßen, damit sie leichter zu finden wären. 1790 gingen die Fialer wieder ein, und ein Vierteljahrhundert blieb Berlin ohne öffentliches Fuhrwerk. Erst 1812 erhielt es Droschken, der Pferdehändler Mortier führte sie ein und erhielt sein Privilegium als einziger Droschkenhalter. 1817 waren bereits 70 Droschken im Betriebe. 1821 schon 80, sie fuhrten aber nur bis an die Thore. 1846 gab es 1000 konzessionirte Droschken in Berlin. In diese Zeit fällt auch die Einführung des Omnibus, dessen Vorläufer der Kremser und der Thorwagen ist. Der erste Berliner Omnibus fuhr auf der Linie Brandenburger Thor—Charlottenburg. Jetzt entwickelte sich das öffentliche Fuhrwesen sehr rasch.

t. Wieder eine Unthat der X-Strahlen. Wie dem Pariser „Electricien“ aus New-York geschrieben wird, hat ein dortiger Ingenieur und Angestellter einer elektrotechnischen Firma, die gelegentlich der diesjährigen elektrischen Ausstellung in New-York Apparate für X-Strahlen ausgestellt hatte, eine Klage gegen die Gesellschaft für elektrische Stromversorgung der Vereinigten Staaten angestrengt, von der er die Apparate während der Ausstellung zur Verwaltung bekommen hatte. Der Techniker verlangt einen Ersatz von nicht weniger als 10 000 Dollars für den ihm entstandenen Schaden, der im Verlust seines Vorgesetzten und der übrigen Haare auf der ganzen einen Seite des Kopfes besteht. Er erbietet sich den Beweis zu führen, daß diese Schädigung durch X-Strahlen verursacht worden sei, und behauptet, daß die betreffende Gesellschaft verpflichtet gewesen wäre, ihn vor der Gefahr zu benachrichtigen, die mit der Handhabung der Apparate verbunden war. In seiner Klageschrift setzt er auseinander, daß er nach etwa zehn Tagen ein eigenthümliches Gefühl des Juckens auf der ganzen rechten Körperseite empfand, zunächst aber nicht weiter darauf achtete; er fühlte sich erst beunruhigt, als er bald darauf bemerkte, daß sich seine Gesichtshaut in Falten zu ziehen begann, und daß die Kopfhaare, Bart und Schnurrbart auf der rechten Gesichtseite in ganzen Bündeln ausfielen. Er zog einen Arzt zu Rathe, der jedoch keine Abhilfe wußte und nur feststellen konnte, daß die ganze Gesichtseite wie „geröstet“ aussähe. Der schädliche Einfluß der Röntgen'schen Strahlen auf die Haut ist schon in zahlreichen Fällen festgestellt worden. —

Theater.

In Residenz-Theater wurde am Dienstag der Schwan „Mamsell Tourbillon“ (Präulein Wirbelwind) von E. Raach und Stobitzer zum ersten Male gegeben. Die Verfasser, die sich in Bediententreue an die Possenmanier der Franzosen anklammern, hatten einen guten Einfall. Vor mehreren Jahren machte der Fall Lebandy in Paris viel von sich reden. Der junge Lebandy, der verrottete Sohn eines vielfachen Millionärs und Bonbons-Fabrikanten, wurde in unglaublicher Weise von großstädtischen Parasiten ausgeplündert, (unter den Sämaroknen befand sich auch Jacques St. Coire-Rosenthal, der berühmte Mann vom „Figaro“) diesen Lebandy bringen die deutschen Verfasser in ihre Komödie. Aber zur sozialen Satire, die sich wie von selbst aus dem Fall Lebandy ergäbe, langt es bei ihnen nicht, und in ein paar Witzen und Situationen, die allerdings viel Gelächter erregten, hatten die Autoren ihr Pulver so ziemlich verschossen. Der junge Lebandy soll als Rekrut eingezogen werden. Der Halbidiot vergißt den Termin und statt seiner meldet sich ein leichtes Mädchen vom Tügelstängel, in Herrenkleidung natürlich. Sie hat gewettet, 24 Stunden in der Kaserne zuzubringen, und das gelingt dem Fräulein Wirbelwind. Dabei geht es drunter und drüber zu und die possenhaften Unmöglichkeiten wachsen verheerend. Nicht gerade dankbar war es von den Autoren, in den Kasernenjungen den Fall Drehfus heranzuschleppen und französisches Militärwesen so klownartig zu schildern. Erst krampfhaft sich bemühen, möglichst französisch zu erscheinen und dann so zu arbeiten, als sei man in den Ring gewisser deutscher Journalisten eingetreten, das ist zu mindest eigenthümlich. Das Publikum besaß so viel Geschmack, auf den Drehfusöder nicht anzubeißen. Mit Alexander und Fräulein Schule (Tourbillon) wurde die Posse flott dargestellt.

Dazu wurde das Lustspiel 1807 („Der Küchenjunge“) eines Pariser Journalisten Adolphe Aderer gegeben. Es ist in der romantischen Manier gehalten, die gegenwärtig von den Parichern bevorzugt wird. Man erhit sein Blut am Cloiregedanken, man enthußiasmirt sich für die Helden, die wie die Teufel fechten können und doch wieder wigig und galant sind. Ein solcher Held ist der napoleonische Oberst Montcornet, der, wiewohl er früher Küchenjunge war, durch seine Bravour und sein schneidiges „rrr“ die adelstolze Frau v. Fronzae

gewinnt. Das Stück ist eine ganz sauber polirte Kunstarbeit; uns läßt es aber kühl, da es bei uns nicht ähnliche Stimmungen wecken kann wie in Paris. Die wahllose Einfuhr französischer Komödien hat ihren Grund im schablonenhaften Theaterbetrieb. —A.

Erziehung und Unterricht.

g. k. Ueber das Schulwesen in Rußland veröffentlicht die statistische Kommission der russischen Freien Oekonomischen Gesellschaft umfassendes statistisches Material, aus dem endlich ein genaues Bild der russischen Volksbildung hervorgeht. Darnach giebt es in Rußland 43 894 organisirte Schulen. Die Zahl der vielklassigen Schulen beträgt aber nur 859, die der zweiklassigen 1510, der privaten Volksschulen 1319; die weitaus meisten Schulen sind einklassig, nämlich 40 206. Letztere bilden also ihrer Zahl nach (91,6 pCt.) die Grundlage der Volksbildung. Die russische Volksbildung basiert im allgemeinen auf zwei Kategorien von Schulen: den Gemeindefschulen und kirchlichen Schulen. Das numerische Verhältnis dieser beiden Schularten ist auf dem Lande und in den Städten verschieden. Auf dem Lande machen die Gemeindefschulen 57,92 pCt. aus, die kirchlichen 30,19 pCt.; in den Städten beträgt der Prozentsatz der ersteren 33,22 pCt., der letzteren 13,24. Von den 758 Bezirken und Kreisen des Reiches haben 22 Bezirke gar keine Schule, 76 Bezirke nicht über 10 Schulen. Im Verhältnis zur Bevölkerung entfällt eine einklassige Gemeindefschule auf 5232 Einwohner, eine kirchliche Schule auf 10 258 und eine Regierungsschule auf 103 868 Einwohner. —

Archäologisches.

ok. Gräberfunde in Sizilien. Ueber die Ausgrabungen, die R. Orsi seit fast einem Dezennium auf Sizilien in Angriff genommen hat, wird in den soeben erschienenen „Mittheilungen des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom“ ein ausführlicher Bericht veröffentlicht. Von besonderem Interesse sind die aufgefundenen Gräber, die auf eigenthümliche Bestattungsart der Todten, die bei den Sikelern üblich war, einiges Licht werfen. Die ältesten Grabhöhlen sind sehr klein, mit unregelmäßigem, rundlichem Grundriß. Auch die Decke ist rundlich gewölbt, die Thüröffnungen sind nicht einmal 50 Zentimeter breit und nicht viel höher. Mitunter erweiterte man die Grotte durch Anlage einer zweiten Grabhöhle hinter der ersten. Die einzige Verzierung war die Einrahmung der Nischen. Große Sorgfalt wurde auf den Verschluß der Thüren verwandt. In den ältesten Grotten findet man eine große Zahl von Todten beigesetzt. So fand Orsi in einer Grotte von 5 Quadratmetern Grundfläche 28 Skelette, andere von gleicher Größe haben 23 und 26. Die höchste Zahl aber war in einer nur halb so großen Höhle vorhanden, nämlich 60 Todte. Daraus zieht Orsi den Schluß, daß nicht die Leichen, sondern die entfleischten Skelette beigesetzt wurden. Auf den Boden der Gräber, nach der Mitte zu, oder an der Wand wurden die Todten hingesezt, mit Schmutz und Kleidung, wie zum Mahle gerüstet. Um sie herum standen Gefäße zum Essen und Trinken. Das Ganze trug den Charakter einer festlichen Versammlung der Angehörigen einer Familie oder eines Geschlechts. Sehr merkwürdig ist es, daß bei oder auf dem Schädel des Todten ein Steinmesser lag, manchmal auch mehrere. Wenn die Todten thatsächlich entfleischt wurden, wie Orsi annimmt, so wurde das Messer vielleicht zu diesem Zwecke gebraucht und dann auf den Kopf des Entfleischten gelegt. Vielleicht aber hatten die Sikelern auch nur die Gewohnheit, in Ermangelung von Hosentaschen die Messer, die durchschnittlich kaum 10 Zentimeter lang waren, im Harn zu tragen, etwa wie die Bauernweiber in den Gebirgsflecken ihr Strickzeug ins Haar stecken. —

Völkerkunde.

a. e. Die eingeborene Bevölkerung des Goldlandes Alaska beträgt nach neueren Berichten kaum mehr als 22 000 Personen, wobei das Gebiet, das sie bewohnt, fast ebenso groß ist als Italien, Frankreich, England und Spanien zusammen genommen. Die Indianer von Alaska leben während des langen Winters in unterirdischen Höhlen, zu denen man nur auf allen Vieren gelangen kann, da der Eingang zur Höhle nur 1 Meter hoch ist. In der Mitte dieses Raumes wird das Feuer angezündet, rings herum sind die Lagerstätten, die aus Stroh und Fellen bestehen. Sind die Eingeborenen auf dem Marsche, so essen sie oft tagelang nichts; wenn sie dann nach Hause kommen, bauert die Schmauserei tagelang. Im Winter ist das Lieblingsgericht ein kleiner schwarzer Fisch, der die Seen des Landes bedeckt; sie essen ihn roh oder gekocht. Im Sommer dagegen liefern ihnen wilde Gänse, Schwäne, Enten, Kraniche, auch Lachse und andere flüchtige reichliche Mahlzeiten. Die Eingeborenen sind sehr gastfreundlich; selbst im Winter, wenn sie selbst hungern müssen, theilen sie ihr Bestes mit dem Fremden. —

Aus dem Thierreiche.

— Zwei Niesen-Hummern, die vor einiger Zeit bei Atlantic Highlands (New-Perich) gefangen und kürzlich den Sammlungen des amerikanischen Museums für Naturgeschichte einverleibt wurden, waren nach einer der diesjährigen Amerikanischen Naturforscher-Gesellschaft von Dr. E. D. Howe vorgelegten wissenschaftlichen Beschreibung 92 und 100,5 Zentimeter in der Länge und wogen 31 und 34 Pfund. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Die Chlorophyll-Funktion der Strandpflanzen ist neuerdings von Ed. Grifson untersucht worden. Die Strandpflanzen bilden eine Gemeinschaft, die sich durch die Blätter, Stengel und Früchte, sowie durch eine blaugrüne, mitunter bläulichgrüne Färbung auszeichnet, der anatomisch die Vermehrung des Blattzellgewebes (Mesophylls) und besonders der Palissadenzellen, Verminderung der Spaltöffnungen und Chlorophylländerungen entsprechen. Diese Veränderungen werden, wie Lesage und andere gezeigt haben, wesentlich durch die Gegenwart des Kochsalzes im Boden und Luft erzeugt, daher findet sich die Strandflora auch im Binnenlande, an Orten alter Brackwasserflümpfe, auch konnte man bei sogenannten Ubiquisten, Pflanzen, die mit und ohne Salz gedeihen, zeigen, daß Salzwasser direkt jene Veränderungen erzeugt, die man bei Strandpflanzen bemerkt und die auf eine Verminderung der Assimilation und Wasserverdunstung hinielen mögen, damit die Pflanzen durch starke Wasseraufnahme aus dem Boden nicht den Salzgehalt in den Geweben noch vermehren. Da nun im Gegentheil die Entwidlung des Palissadengewebes in den Blättern eine stärkere Assimilation andeutet, die im Widerspruch steht mit der minderen Zahl, geringeren Größe und schwachgrünen Färbung der Chlorophyllkörper, so nahm sich Grifson vor, eine vergleichende Untersuchung über die Assimilationsgröße der Strand- und anderen Gewächse anzustellen. Dieselbe ergab, daß die Vermehrung der assimilatorischen Gewebe in Blättern und Stengeln allerdings dahin wirkt, die schädlichen Einwirkungen des Salzes zu vermindern, indessen nicht dahin gelangt, sie zu kompensiren. Die auf die gesammte Oberfläche der Pflanze bezogene Assimilation bleibt für die Blätter einer Strandpflanze immer geringer als für eine Pflanze derselben Art und Größe, die ohne Salz im Binnenlande wächst. —

(„Prometheus.“)

Humoristisches.

— Der Pedant. „Hänschen, flieg' auf Dein Bauer!“ ruft Professor Müller seinem wohl dressirten Kanarienvogel zu. Das Thierchen fliegt jedoch in sein Bauer.

„Pstui, Hänschen,“ ruft der Professor erzürnt, „Du bist jetzt schon so lange bei mir, da darfst Du doch nicht mehr die Präpositionen verwechseln!“ —

— Ein edler Mensch. „Wissen Sie, ich würde Ihnen eine runderhauen, aber da Sie nicht in der Lebensversicherung sind, habe ich Mitleid mit Ihrer Familie!“ —

— Verkannte Abkürzung. A. (im Kalender lesend): Jetzt haben die Radfahrer sogar ihren eigenen Festtag!

A.: Wiejo?

A.: Sieh her, hier steht: 1. November: „All. Heil.“ (Alle Heiligen.) —

(„Lust. Bl.“)

Vermischtes vom Tage.

— In Dalena (Saalkreis) ist auf der sogenannten „Alten Hütte“, einem einzeln gelegenen Gehöft, ein Raubmord an einer Frau verübt worden. —

— Im Antwerpener Hafen barst auf dem zur Abfahrt bereitliegenden kleinen Dampfer „Ville d'Alot“ der Kessel. Der Maschinist, der Heizer und der Schiffer eines daneben liegenden Bootes wurden getödtet. —

— In den Spielwaaren-Magazinen von Paris giebt es Puppen zu kaufen, deren Garderobe und Juwelen mehrere tausend Franken kosten. Einige der kostspieligsten dieser Puppen sind sogar mit Phonographen ausgestattet, die eine beträchtliche Anzahl von Worten und ganzen Phrasen von sich geben können. —

— Der Konsum an Pferde-, Maulthier- und Eselfleisch nimmt in Paris ständig zu. Man zählt schon 193 Verkaufsstellen. 20 933 Pferde, 51 Maulthiere, 303 Esel sind im letzten Jahre geschlachtet worden. —

— An Bord des deutschen Dampfers „Dona“, der von Newport nach Gibraltar unterwegs war, fand eine heftige Explosion statt. Drei Mann der Besatzung wurden erheblich verletzt. —

— Die indische Regierung hat die Pilgerfahrt nach Mekka verboten. Nur diejenigen, welche sich in Thakittagong, in Bengalen, einschiffen und vorher ärztlich untersucht worden sind, dürfen nach Mekka pilgern. —

— 100 000 Dollars hat ein amerikanischer Sammler in den Zeitungen für einen echten Shakespeare'schen Autographen geboten. —

— In Futschau in China wird von einem englischen Konfortium eine Fabrik für Sicherheits-Zündhölzer mit einer täglichen Leistungsfähigkeit von 300 000 Schwächeln gebaut. China, das seinen Bedarf an Zündhölzern früher ausschließlich aus Europa deckte, seit Jahren aber der Hauptabnehmer der japanischen Zündholzfabriken ist, besaß bisher keine eigene Zündholzindustrie. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 20. November.